Die drei Pferde im Himmel

Autor(en): **Rau, Wilhelm Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574225

Nutzungsbedingungen

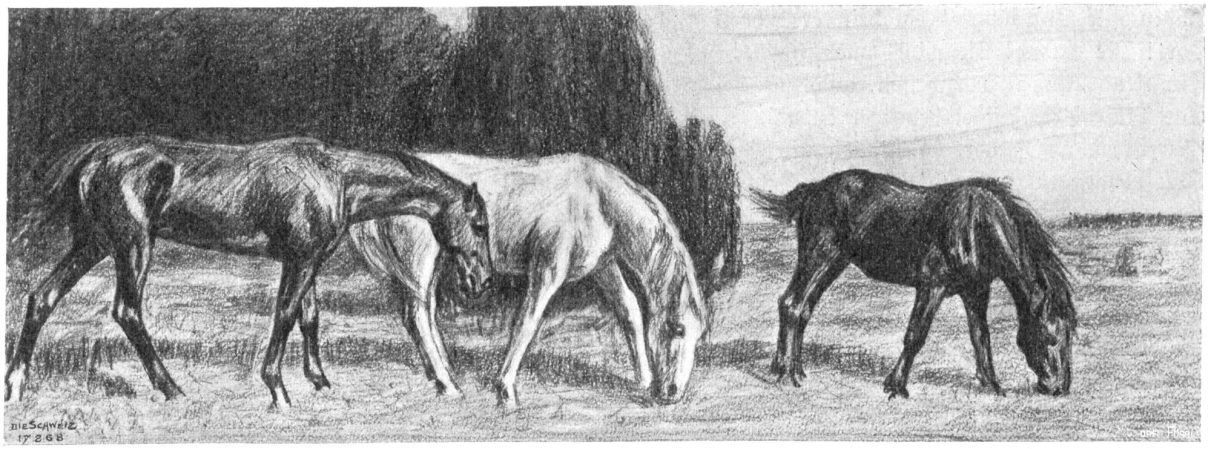
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Die drei Pferde im Himmel.

Nachdruck verboten.

Mit Kopfleiste von Wilhelm Heinrich Rau, Schlieren.

Begab sich's jüngst im Pferdehimmel,
Ein Fuchs, ein Brauner und ein Schimmel
Kamen zusammen überein,
Heut müsse mal ein Festtag sein,
Ließen sich gelben Hafer servieren,
Gingen darauf im Grün spazieren
Bis hinaus an des Gartens Rand,
Wo man hinab sieht auf's Erdenland.
„Seht dort," sprach der Schimmel gelassen,
„Die reiche Stadt mit den breiten Gassen!
Da unten lebt' ich in Lärm und Gewimmel
Als verachteter Droschkenschimmel.
Redlich war ich, das darf ich sagen,
Ließ mich geduldig hetzen und schlagen;
Immer müde und immer willig
Fand ich es ganz recht und billig,
Daß mein Herr, der mich ja bezahlt,
Mich ein krummes Luder schalt.
Schwitzen und frieren — ist's nicht zu tragen,
Schafft man höheren Wesen Behagen?
Oft, wenn ich glaubte, sterben zu müssen,
Hört' ich hinter mir scherzen und küssen,
Hielt ich steif mich auf den Beinen,
Gab mir Müh', vergnügt zu scheinen.
Aber einmal ging's doch zu End',
Vor dem Dom dort war's, wo das Mondlicht brennt.
Nun Fluchen und Zerren: ‚Was gibt's denn? Ei,
Schnell ein anderes Fuhrwerk herbei!'
Den Schutzmann hab' ich noch gesehn
Mit blanken Knöpfen neben mir stehn:
‚So'n Spektakel und an dem Ort!
Zugegriffen! Das Aas muß fort!'
Item, ich denke, man lebt auf Erden
Eben um gequält zu werden!"

„Plebejergeflenn!" Der Fuchs konnte lachen.
„Wer wird von so was ein Wesen machen!
Was du erduldet in Tagen und Jahren,
Hab' ich zehnfach in Minuten erfahren!
Ein Rennplatz mit flatternden Fahnen und Kränzen,
Tausend Augen, die trunken glänzen!
Ein Kampf um Sieg, um den goldenen Preis —
Wer wird ihn erringen? Mein Blut geht heiß:
Heut oder nie! — Das Fähnlein fällt.
Durch! Es gilt ein Leben, die Welt!
Flanke an Flanke — Gesplitter, Geraun:
Ueberflogen ist Hecke und Zaun!
Mein das Feld! Lebendige Wogen
Lärmenden Volkes in weitem Bogen.
Ganz nah, auf seidenbeschlagenem Stuhle
Sitzt mein Herr, neben ihm seine Buhle.
Erste Runde. Schon schwerer der Huf,
Wieder der sinnenbetäubende Ruf!
Jetzt Schnauben und Pusten — ein Blitz, ein Blick:
Der Rivale bleibt nicht zurück!
Wird seine Kraft ihn länger tragen?
Lähmender Schreck! Plötzlich Versagen . . .
Ein Ruck! Das ist mein Reiter nicht mehr!
Ein Teufel sitzt mir im Nacken schwer,
Er klammert sich fest — sein Stachel ist heiß —
Die Peitsche eisern! Blut ist mein Schweiß.
Dunkel verworren Wesen und Raum,
Alles ein greller, ein wüster Traum!
Die Stangen tanzen gaukelnd vorbei —

Neben mir Hufschlag — ein heiserer Schrei!
Dort! Die Fahne! Sie winkt und schwillt!
Ein elend Ringen, verzweifelt, wild,
Aus tausend Augen ein einziger Strahl,
Verzehrend wie Feuer, dumpf wie die Qual!
Nun brüllender Hochruf. Fanfaren. Geschrei.
Den Preis ergattert, das Glück stand mir bei . . .
Ganz nah, auf seidenbeschlagenem Stuhle
Sitzt mein Herr, neben ihm seine Buhle.
Mein Huf tritt auf Rosen, frisch gepflückt —
Mein Leib zerbrochen, mein Leben geknickt.
Unter Girlanden wank' ich hinaus;
Drei Fiebertage, der Scherz ist aus.
Mein Herr kam zweimal nach mir zu sehn:
‚Schade, Roter, das war nämlich schön!'"

„Nun, Hansel, was hast denn du getan,
Daß man die Ehre genießen kann?"
Der Braune macht ein verlegen Gesicht:
„Hm, viel zu erzählen gibt's da nicht!
Ein Füllen noch, kam ich vor den Pflug,
Die Menschen nannten mich willig und klug.
Ich und der Peter, mein Gespan,
Stapften die Furchen ab und an,
Schleppten den schweren Düngerkarren,
Schmausten vergnügt aus dem selben Barren,
Streckten uns aus auf der selben Streu,
Wir hielten zusammen redlich und treu,
Fanden das Leben selbst für ein Pferd
Immerhin leidlich lebenswert —
Mit eins ging alles aus Rand und Band,
Die Glocken bimmelten: Krieg im Land!
Was hatten wir zwei von der Welt gesehen?
Wir dachten bekümmert: Es wird schon gehen . . .
Ei ja, es ging! Aber Krieg heißt Qual,
Macht Knochen mürbe und Lenden schmal!
Im Sechsergespann, mit Wunden und Schwären —
Vaterländer soll man zwar ehren —
Wünscht man nicht weniger und nicht mehr,
Als daß solch Wesen beim Kuckuck wär'!
Wir litten, darbten — und hielten aus,
Wir standen zitternd im Schlachtgebraus.
Einmal — ich dachte nicht just an's Sterben —
Fiel mir ein Bein unterm Leib in Scherben;
Elend lag ich bei Toten und Wunden,
Bis daß ich diesen Garten gefunden!"
„Und hast den Peter nicht mitgenommen?"
„Der ist zur Not davongekommen;
Mit Spat und Ueberbein bedacht
Hat er's zu alten Tagen gebracht —
Ihr seht ihn dort unten am Keßlerwagen
Frierend den Weidenstrunk benagen.
Fast glaub' ich, eh' der Morgen nah,
Scharrt's vor'm Tor, und der Peter ist da!
Kommt heim, wir wollen ihm beizeiten
Ein Lager aus weißem Stroh bereiten,
Darauf er bald von Qual und Plag
Der Erdenfahrt sich erholen mag!
Ei, wie wird er im Grün sich ergötzen,
Sich an Laub und Blumen letzen!
Quält' ihn auf Erden die Angst oft hart,
Wir würden geschunden, verwurstet, verscharrt,
Dem Menschen gehöre die ewige Stadt,
Weil der Mensch eine Seele hat —
Bald wird sein Herz, von Wonnen gerührt,
Erkennen: Alles ist trefflich regiert!"

Alfred Huggenberger.

Schlafwandel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Johanna Siebel, Zürich.

(Schluß).

Nordens Stimme singt das Lied seiner Liebe so wild und so weich wie der Frühlingssturm seine Lieder. Aber Marias Gesicht wird nicht glücklich davon. Mehrmals hat sie die Hand in scheuer Abwehr matt erhoben, um sie matt wieder sinken zu lassen, sie hat auch den Mann dort unterbrechen wollen; aber sie mußte schweigen und dieser Zaubermacht die Herrschaft lassen. Groß und weit blicken ihre Augen in eine andere Welt, deren Möglichkeit sie seit dem Nachmittag geahnt und deren Nähe und Wirklichkeit sie in einen Zustand des Wunderns und der Beklommenheit versenkt. Nur ein Wort muß sie sagen, und sie steht mitten im Glanz dieses Neuen, nur eine Bewegung muß sie machen, und der Mann dort trägt sie mit starken Armen hinein!

Maria Waldau ist so dumpf in ihrem Denken, daß sie in diesem Augenblicke gar nicht weiß, ob dieses Mannes Sprache, der da so erschütternd vom Rechte der Lebenden redet, gut ist oder grausam. Sie weiß auch nicht, was sie mit diesem Geschehnis beginnen und wie sie daraus herausschreiten wird. Es ist alles wogend und unklar, und das Blut rauscht in ihren Ohren und durchstreut die Luft mit tanzenden roten Flecken. Sie fühlt nur ein müdes Entsetzen und hat nicht die Kraft, die Hände zu falten und „Herr, hilf mir!" zu sagen. Aber für kurze Herzschläge hat sie das vage Empfinden, daß es lieblich sein müsse, aus diesem Taumel der Sinne, die keinen Gedanken richtig auszudenken vermögen, in eine Ruhe und eine Klarheit hineingetragen zu werden und die bebende Seele in starken Armen zu bergen. Ihr Fühlen tastet immer dichter hin nach dieser Seligkeit; ach, sie ist so müde, so müde! Aber sie kann ja die Arme nicht heben und die Lippen